

Wozu leben?

Zur Sinnorientierung des Zusammenlebens mit schwerstbehinderten Menschen – Überlegungen aus christlicher Sicht

von
Lars MOHR

I

Wozu leben? Nur zwei Worte sind das und reichen doch aus, das Thema meines Vortrags auf den Punkt zu bringen. „Wozu leben?“, das ist die Frage nach dem Sinn unseres Auftretens in der Welt. Was sollen Menschen sein? Was sollen sie werden, nach welchen Zielen und Normen sich ausrichten?

Das sind Fragen, die sich uns im Zusammensein mit schwerstbehinderten Menschen sehr ausdrücklich stellen. So jedenfalls schildern es die Erfahrungen, die in der heilpädagogischen Literatur wiedergegeben werden. In einem Aufsatz Wilhelm Pfeffers aus dem Jahre 1987 heißt es etwa: „Die Lebensweise von Kindern und Jugendlichen mit schwerer geistiger Behinderung provoziert eine [...] Auseinandersetzung mit Fragen nach dem Wesen des Menschen und dem Sinn des Lebens“ (PFEFFER 1987, 267; vgl. ebd., 260). Die gleiche These begegnet uns in etwas anderer Formulierung ebenso bei Ursula HAUPT (1991, 18): „Menschen mit schwerster Behinderung fordern uns heraus, uns den Lebensfragen wirklich zu stellen, der Frage nach Leben und Tod, nach Sinn, nach Krankheit, Behinderung, Verlust, nach Liebe, nach Schönheit, nach dem Wert der Person“. Und schließlich findet die zur Rede stehende Aussage nicht zuletzt in Veröffentlichungen Andreas Fröhlichs Bestätigung (FRÖHLICH 1999, 430f.; 1998, 22-24; vgl. auch FORNEFELD 1990, 110f.).

„Wozu leben?“ – mit einer sehr grundsätzlichen Frage haben wir es hier zu tun, mit einer basilaren. Sie zu stellen und eine Umgehensweise mit ihr zu wagen, kann man als ein wesentliches Merkmal menschlicher Lebensäußerungen bezeichnen (so HAMANN 1998, 105-108); oder mit anderen Worten: Sinn finden im Werden, Sein und Vergehen kann – folgt man Liliane JUCHLI (1994, 92, 503-540) – als eine Aktivität des täglichen Lebens gelten (vgl. auch FRÖHLICH / MOHR 2003, 355, 358f.).

„Wozu leben?“ – eine Frage also, die alle Menschen betrifft und daher vor dem Hintergrund je individueller und d. h. mitunter sehr verschiedener Entwicklungs- und Daseinsbedingungen angegangen wird. Es gibt folglich eine Vielfalt von Zugängen und Perspektiven, eine – sicher immer fragmentarische – Antwort auf die Frage nach der Sinnorientierung menschlichen Zusammenlebens zu versuchen. Eine dieser Perspektiven, mit der ich mich näher beschäftigt habe und die ich Ihnen heute morgen kurz vorstellen will, ist die Perspektive des christlichen Glaubens bzw. der christlichen Theologie. Deren grundlegendste Aussagen bestehen unter anderem darin,

(a) dass ein Gott ist; sowie

(b) dass dieser Gott in einer Beziehung zu allem Seienden (d. h. zu Kosmos, Welt und Menschen) steht, die dessen Existenz begründet und umfasst.

Diese existenzgründende und –umfassende Beziehung Gottes zu allem, was ist, bezeichnet man im theologischen Sprachgebrauch als ‚Geschöpflichkeit‘: Nach christlichem Glauben sind Kosmos, Welt und Menschen Gottes Geschöpfe.

Bei Überlegungen zu Sinnorientierungen unseres menschlichen Daseins bringt der christliche Glaube daher die Sphäre Gottes ins Spiel. Die Frage „Wozu leben?“ lässt sich in christlicher

Sicht dementsprechend als Frage danach fassen, welche Lebensausrichtung ein Mensch durch seine und in seiner Beziehung zu Gott erfährt bzw. erfahren soll; oder kürzer gesagt: Welche geschöpfliche Bestimmung weist Menschsein auf?

II

Um darauf zu antworten zieht man christlicherseits sehr häufig die biblische Aussage der Gottebenbildlichkeit des Menschen heran. Sie wird im ersten Kapitel des ersten Buchs Mose getroffen und damit ganz am Anfang des Alten Testaments und der Bibel überhaupt. Der entsprechende Bibeltext lautet: „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau“ (Gen 1,27; vgl. JERVELL 1980, 491-493).

Was sagt der zitierte Bibelvers nun aber Näheres über den Menschen aus? Was heißt das: geschaffen zum Bilde Gottes? Diese Fragen waren und sind in der christlichen Theologie – durch ihre gesamte Geschichte hindurch – ein viel erörtertes Thema. Es liegen zu ihnen folgerichtig viele unterschiedliche Meinungen vor. Der mittlerweile in Münster lehrende Alttestamentler Rainer Albertz gelangt gar zu der Feststellung: „Die Diskussion, was mit der ‚Gottebenbildlichkeit‘ näher gemeint sei, ist uferlos“ (ALBERTZ 1992, 469; vgl. WESTERMANN 1999, 203-214). Wenn ich Ihnen im Folgenden also entfalte, was meines Erachtens im Begriff der Gottebenbildlichkeit zum Ausdruck kommt, so handelt es sich dabei um eine, nicht um die christliche Sichtweise.

II.1

Meine Basisthese teile ich dabei durchaus mit nicht wenigen theologischen Veröffentlichungen. Sie lautet: Gottebenbildlichkeit ist nicht etwas am Menschen oder im Menschen, keine bestimmte Eigenschaft oder Fähigkeit. Vielmehr geht es um ein Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch: Menschen heißen deshalb Gottes Ebenbild, weil Gott sich ihnen in hervorgehobener Weise liebevoll zuwendet, sie zu seinen Dialog- und Bundespartnern wählt (vgl. OTT 1999, 191). Sehr anschaulich wird dies etwa an einer Stelle der biblischen Paradieserzählung (= Gen 2,4–3,24), nämlich gerade dort, wo der Mensch sich Gottes Anrede zu entziehen versucht, sich verstecken will. „Wo bist Du?“, ruft Gott da nach Adam (Gen 3,9). „Wo bist Du?“ – Gott auf der Suche nach seinem Geschöpf.

Diese Gemeinschaftssuche, dieses Angebot dialogischer Partnerschaft, will Annahme beim Menschen finden. Adams Sich-Verstecken ist sozusagen nicht im Sinne des ‚Erfinders‘. Das wird in der Paradieserzählung sehr deutlich, ja – die gesamte Bibel lässt sich als Geschichte dessen lesen, wie Gott Menschen Gemeinschaft eröffnet und sie in dieser Gemeinschaft halten will.

Gottebenbildlichkeit bedeutet folglich nicht nur, dass Gott sich auf hervorgehobene Weise liebevoll den Menschen zuwendet, sondern sie bedeutet gleichzeitig Anruf und Anspruch an diese, dem Verhalten Gottes „antwortend zu entsprechen“ (JOEST 1996, 370; zur theologischen Begründung: ebd., 371-375).

Solcherlei Entsprechung erfolgt, wo Menschen sich ihrerseits in Liebe Gott zuwenden. Das schließt aber notwendigerweise die liebevolle Zuwendung der Menschen untereinander ein.

Denn menschliches Dasein besitzt von Grund auf den Charakter des Zusammen-Daseins. Menschen sind soziale Wesen, geschaffen zum Bilde Gottes – laut erstem Buch Mose – nicht als isolierte Einzelne sondern als Mann und Frau, d.h. in Gemeinschaft. Den Menschen schafft Gott, indem er die Menschen schafft (JÜNGEL 2002, 300), aufeinander bezogen. Gottebenbildlichkeit impliziert also menschliche Sozialität sowie einen spezifischen Anspruch an deren Gestaltung. Die Bedeutung der Gottebenbildlichkeit lässt sich demnach in den Worten des Theologen Wilfried Joest wie folgt näher erläutern:

Der Mensch „soll nicht allein sein – weder mit sich selbst allein noch in seinem Zusammensein mit Gott für sich allein. Gott hat den Menschen dazu bestimmt, mit dem Menschen zusammen zu sein, und mit Gott können wir nicht zusammen sein, ohne darin die, mit denen Gott ebenso zusammen sein will wie je mit mir, als unsere Brüder und Schwestern anzunehmen. [...] Wir werden dazu beansprucht, nicht nur nebeneinander, sondern füreinander zu leben, uns das Leben des Mitmenschen angehen zu lassen wie das eigene Leben, unsern Nächsten zu lieben ‚wie uns selbst‘“ (JOEST 1996, S. 373f.; biblisch ist vor allem auf Mk 12,28-34 hinzuweisen).

Die Bestimmung des Menschen zum Bilde Gottes meint nach diesem Verständnis also die Bestimmung zur liebenden Gemeinschaft mit Gott und den Mitmenschen; oder kürzer gesagt: die „Bestimmung zur Liebe“, wie es der Heidelberger Theologe Wilfried HÄRLE (2000, 437) formuliert.

II.2

Bei ‚Liebe‘ handelt es sich indes um einen schillernden Begriff, der sehr unterschiedlich aufgefasst werden kann. Die Liebe zwischen Geschwistern ist zum Beispiel nicht einfach deckungsgleich mit der Liebe zwischen Ehe- oder Lebenspartnern. Und zur Beschreibung professioneller Beziehungen zu pflegebedürftigen, zu behinderten Menschen wird nach meinem Eindruck das Wort ‚Liebe‘ heutzutage mit äußerster Zurückhaltung – wenn überhaupt – gebraucht. Man redet eher von ‚Respekt‘, von ‚Empathie‘, von ‚Wertschätzung‘ oder auch von ‚gegenseitiger Anerkennung der Würde‘. ‚Liebe‘ hat demgegenüber einen emotionaleren, eher fürsorglichen Klang; und ‚Fürsorge‘ ist zumindest in der Heilpädagogik derzeit nicht in Mode (vgl. dazu MOHR 2004, 70-72).

Wenn ich nun in Zusammenhang mit der Gottebenbildlichkeit von Liebe rede, dann spreche ich damit den biblischen Sinn des Begriffes an. Demnach meint ‚Liebe‘ – wie im oben wiedergegebenen Zitat Joests bereits anklang – das Sich-Angehen-Lassen von Hoffnungen, Sorgen und Nöten Anderer, das (ehrliche) Sich-Interessieren für jemanden, das Sich-Kümmern um ihn, ohne ihn dadurch aber zu bevormunden (vgl. Lk 10,25-36). Liebe bedeutet so gesehen die Zuwendung zu einem Gegenüber, die von Herzen um dieses Gegenübers willen geschieht (HÄRLE 2000, 241). Ganz umfassend ist sie dort, „wo das Glück des geliebten Gegenübers als gemeinsames Glück und darum auch als je eigenes Glück der Liebenden erlebt wird. Da berührt der Himmel die Erde“ (ebd.); anders gesagt: Wo solches vor sich geht, da spüren Menschen Gemeinschaft mit Gott. Denn „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1.Joh 4,16). Und eben darin hat es seinen Grund, die Bestimmung des Menschen zur Liebe tatsächlich als (Gott-) Ebenbildlichkeit zu benennen: weil die Liebe das Wesen Gottes ist. Man kann folglich sagen: In der Liebe werden Menschen sich untereinander gleichsam zu Bildern, d. h. zu Zeichen der Liebe Gottes (vgl. auch Joh 13,34f.; HÄRLE 2000, 236ff., 344-346).

III

Welche genauere Bedeutung hat das Gesagte nun für das Zusammenleben mit schwerstbehinderten Menschen? Um eine Beantwortung dieser Frage anzugehen, möchte ich noch einmal meine Basisthese vergegenwärtigen. Sie lautete: Gottebenbildlichkeit ist ein Beziehungsbe-
griff. Das heißt aber unter anderem:

Gottebenbildlichkeit hat einen wesentlich kommunikativen Gehalt. Denn Beziehung ist untrennbar mit Kommunikation verbunden. Im Leben des Menschen kommt seine geschöpfliche Bestimmung daher in und mittels Kommunikation zum Tragen, sei es im Sinne der Annäherung an sie, oder sei es im Sinne des Sich-Entfernens von ihr.

Das gilt für alle Menschen gleich: Kommunikation ist jedem Menschen, jung oder alt, behindert oder nicht, von Geburt an bis zum Tode möglich. Was sich indessen unterscheidet zwischen Menschen – und innerhalb der Entwicklungsgeschichte eines Einzelnen –, ist die Art und Weise, wie kommuniziert wird: Es gibt verschiedene Kommunikationsmodi oder, wie man auch sagen kann, verschiedene Kommunikationskanäle. Einen sehr häufig gebrauchten Kommunikationsmodus, der vielfältige und differenzierte Aussagen ermöglicht, stellt unter Menschen die Verbalsprache dar. Sie steht als Ausdrucksform aber nicht Jedem zur Verfügung: Säuglinge etwa, Menschen mit weit fortgeschrittener Demenz oder auch schwerstbehinderte Menschen können nicht mit Worten sprechen. Doch auch diese Personen, das wissen wir, besitzen kommunikative Kompetenzen. Um sich mitzuteilen, nutzen sie basale Kommunikationskanäle. Das sind insbesondere:

- Körperhaltung und Gestik,
- Berührung,
- Bewegung und Verhalten im Raum (Abwenden, Zuwenden etc.),
- physiologisch-vitale Kanäle: Atmung (Rhythmus und Tiefe), Muskeltonus, Herzschlag u. a.
- lautliche Äußerungen (wie Lachen, Weinen, Schreien)
- Blickkontakt und Mimik (z. B. Lächeln, Stirnrunzeln)

(vgl. u. a. MALL 1984, 4f.; 2004, 46f.; SIEVEKING 1997, 64; FRÖHLICH 2001, 62-74; FRÖHLICH / SIMON 2004, 19-25).

Wer pädagogisch, pflegerisch, therapeutisch mit dem Konzept Basale Stimulation arbeitet, dem sind diese basalen Kommunikationsmodi vertraut. Denn für den Dialog mit einem schwerstbehinderten Menschen erweisen sie sich – auch seitens des nichtbehinderten Partners – als höchst bedeutungsvoll. Mit ihnen können zwar keine formal-operatorischen, begrifflich differenzierten Aussagen gemacht werden, sehr wohl aber wahrhafte Aussagen in der Liebe; und die Liebe ist – wie ich dargestellt habe – das Entscheidende bei der Gottebenbildlichkeit.

IV

„Wahrhafte Aussagen in der Liebe“, das ist indessen ein recht abstrakter Ausdruck. Wie lässt sich dieser auf eine Weise konkretisieren, dass seine erlebbare und wirkkräftige Bedeutung für das Zusammensein mit schwerstbehinderten Menschen ersichtlich wird? Das zu beantworten vermögen, wie ich denke, – ein Stück weit – die in untenstehender Tabelle dargebotenen Botschaften. Denn mit ihnen liegen meines Erachtens solche Sätze vor, die

- sowohl im biblischen Sinne als Aussagen in der Liebe aufgefasst
- als auch mittels basaler Kanäle kommuniziert werden können.

Ich habe ihnen daher den Titel „Basale Aussagen in der Liebe“ gegeben.¹

¹ Den Anstoß für die Erarbeitung dieser Konkretisierungen verdanke ich dem sehr berechtigten intensiven Nachfragen meines Kollegen Jan Saathoff.

Tabelle 1: Basale Aussagen in der Liebe

Angebot	Annahme
Du kannst mir vertrauen	Ich vertraue Dir
Du kannst bei mir ruhen	Bei Dir komm' ich zur Ruh'
Ich kann Dich wärmen	Du wärmst mich
Hab' keine Angst (Du kannst Dich sicher fühlen)	Ich bin ohne Angst (Ich bin erleichtert)
Ich lasse Dich zu (so wie Du bist) (vgl. als Praxisbeispiel dazu: FRÖHLICH 1996, 32-34)	
Ich bin (Ich bin da / Ich bin mit Dir)	
Ich bin froh mit Dir Ich freue mich an Dir (Ich lächele / lache mit Dir)	

Wie erkenntlich unterscheide ich bei den vier oberen Botschaften der Tabelle zwischen dem Moment des Angebots und dem Moment der Annahme. Es handelt sich also genau genommen um vier Aussagen-Paare. Das Angebot „Du kannst mir vertrauen“ etwa korrespondiert mit dem annehmenden bzw. bestätigenden „Ich vertraue Dir“. Angebot und Annahme, Geben und Nehmen: das eben sind die beiden Seiten, die nur zusammen umfassende, d. h. nicht einseitige Liebe ausmachen.

Als nichtbehinderte Fachleute übernehmen wir bei der Begegnung mit schwerstbehinderten Menschen in der Regel zunächst das Moment des Angebots. Finden wir damit Zugang zu unserem Gegenüber, so realisiert sich auf dessen Seite zunächst das Moment der Annahme. Aber dabei bleibt es nicht. Vielmehr werden in der Kommunikation mit schwerstbehinderten Menschen auch diese immer wieder zu Anbietenden und ihre nichtbehinderten Partner entsprechend zu Nehmenden.

Angebot und Annahme, Geben und Empfangen – in gelingenden menschlichen Beziehungen wechseln diese Momente zwischen den Beteiligten. Dafür liegen betreffs basaler Kommunikationsvorgänge weitere Möglichkeiten etwa in den Aussagen:

- „Du kannst bei mir ruhen“ respektive „Bei Dir komm' ich zur Ruh'“,
- „Ich kann Dich wärmen“ bzw. „Du wärmst mich“ sowie
- „Hab' keine Angst“ korrespondierend mit „Ich bin ohne Angst“.

„Hab keine Angst“ ist übrigens ein durchaus biblischer Satz: In der Sprache Martin Luthers heißt er „Fürchte Dich nicht“ (z. B. Lk 2,10; Offb 1,17). Man könnte auch sagen „Du kannst Dich sicher fühlen“, vielleicht gar „Ich schütze Dich“, und auf der Annahme-Seite wäre anstelle des „Ich bin ohne Angst“ auch denk- und spürbar: „Ich bin erleichtert“ – ein tiefer Seufzer, meine ich, kann bereits eine basale Aussage in der Liebe sein.

Hinsichtlich der unteren drei Botschaften der Tabelle scheint es mir indessen nicht sinnvoll, ein Angebotsmoment von einem Annahmemoment sinnvoll zu trennen. Es handelt sich hier sozusagen um drei ganzheitliche Mitteilungen. Bei der zweiten von ihnen – „Ich bin“ im

Sinne von „Ich bin da“, „Ich bin mit Dir“ – haben wir es gerade in Bezug auf die Gottebenbildlichkeit mit einer sehr elementaren Aussage zu tun. Als Mose nämlich nach Bericht des biblischen Buchs Exodus zum Propheten berufen wird, stellt er Gott die Frage: „Siehe, wenn ich zu den Israeliten komme und ihnen sage: ‚Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt‘, so werden sie mich fragen: ‚Wie lautet sein Name?‘ Was soll ich Ihnen dann antworten?“ Da sprach Gott zu Moses: ‚Ich bin, der ich bin!‘ und er sprach (weiter): ‚So sprich zu den Israeliten: ‚Ich bin‘ hat mich zu euch gesandt“ (Ex 3,13f.; Übersetzung nach HEINISCH 1934, 51f.; vgl. auch LACHMANN 1999, 109).²

Ich komme schließlich zur in der Tabelle letztstehend präsentierten Aussage. Es handelt sich bei ihr um eine kleine Reminiszenz an meine saarländische Heimat. Ich dachte, hier in der Pfalz, keine 50 Kilometer von zu Hause entfernt, kann ich wagen, sie auszusprechen: „Ich bin froh mit Dir“, ins Hochdeutsche übersetzt: „Ich freue mich an Dir“, oder konkreter – als eine mögliche Operationalisierung sozusagen – „Ich lächele“ oder gar „Ich lache mit Dir“.

V

Die Möglichkeit und das Vorhandensein basaler Aussagen in der Liebe herauszustellen, hat im Rahmen des Redens von der Gottebenbildlichkeit darin seine Bedeutung, zu verdeutlichen, dass und wie die Bestimmung zum Bilde Gottes ihre Rolle auch im Leben schwerstbehinderter Menschen spielt. Sie tut es im Prinzip nicht anders als bei nichtbehinderten. Gleich wie nichtbehinderte werden schwerstbehinderte Menschen von Gott angesprochen und sind dazu angerufen, Gottes Ansprache in ihrem Lebensvollzug antwortend zu entsprechen. Nur ist der Maßstab dieser Entsprechung kein absoluter. D.h. Gottes Zuwendung Rechnung zu tragen, bedeutet nicht das Abarbeiten eines im Voraus festgelegten Taten-Katalogs. Vielmehr geht es um die Gestaltung eines – die Zuwendung Gottes erwidern – Lebensvollzugs nach Maßgabe der individuellen Möglichkeiten. „Und dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat“, heißt es im ersten Petrusbrief (4,10). Begabungen freilich und individuelle Möglichkeiten zur Gestaltung des eigenen Lebensvollzugs können von Mensch zu Mensch sehr verschieden sein, da sich für jeden je unterschiedliche Entwicklungs- und Daseinsbedingungen ergeben.

Verschiedenheiten zwischen Menschen aber, z. B. Unterschiede in der Art und Weise ihrer Kommunikation, können vor dem Hintergrund der Bestimmung zur Liebe als Möglichkeiten und Herausforderungen gesehen werden, menschlicher Gemeinschaft Bereicherung einzutragen, um nicht in Eintönigkeit sondern in Vielfalt zu leben (vgl. JOEST 1996, 374; FRITZSCHE 1976, 26). Ein Beispiel solcher Bereicherung, die im Zusammensein mit geistig und schwerst behinderten Menschen erlebbar wird, gibt wiederum Andreas Fröhlich, wenn er über die Kommunikation mittels basaler Kanäle berichtet:

„Wir erleben diese [...] intimeren Umgangsformen als sehr befriedigend und durchaus auch als einen Ausgleich für das Fehlen verbaler Kommunikation in der Beziehung zu schwerstbehinderten Menschen. [...] Es entsteht eine neue Qualität sinnlichen Empfindens, ein somatischer Dialog, ein Gespräch zwischen Körpern. Aber es sind eben nicht nur die Körper, sondern offensichtlich auch die Seelen.“

Und dann beenden wir um 16 Uhr unsere Arbeit und gehen ‚hinaus in die Welt‘, wo wieder die strenge Etikette gesellschaftlicher Verhaltensweisen gilt, die uns in unserer Gesellschaft kühle Distanziertheit, Körperferne auferlegt. Hat man sich erst einmal an Nähe und kommunikative Zärtlichkeit gewöhnt, so erlebt man das normale gesellschaftliche Verhalten als verarmt, unsensibel und phantasielos. [Abs.] Der Verlust von Sprache, das Wegrücken von nur

² Aufmerksam geworden bin ich auf diese Selbstbenennung Gottes im Übrigen durch eine Bemerkung in einem Aufsatz Andreas FRÖHLICHS (1996, 30).

rationaler Kommunikation eröffnet einem unter Umständen eine neue und wesentlichere Dimension zwischenmenschlicher Beziehung“ (FRÖHLICH 2001, 313).

VI

Meine Überlegungen zur Gottebenbildlichkeit lassen sich in Form zweier Thesen zusammenfassen:

1. Gottebenbildlichkeit heißt die Bestimmung aller Menschen,
 - durch die besondere Zuwendung Gottes, die ihnen zuteil wird, dazu gerufen zu sein,
 - in liebender Gemeinschaft sich untereinander ein Zeichen des – in sich wie gegenüber seiner Schöpfung – beziehungs- und liebesreichen Gottes zu werden
 - und dadurch Gemeinschaft mit Gott selbst zu erleben.
2. Die Mitgestaltung dieser liebenden Gemeinschaft ist dabei jedem Menschen nach Maßgabe seiner individuellen Möglichkeiten aufgegeben: „ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat“ (1. Petr 4,10).

VII

Und nun? „Wozu leben?“, das war die Ausgangsfrage. Ich möchte darauf – als Schlussfolgerung des in meinem Vortrag Angesprochenen – mit einem Zitat antworten, das dem evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer zugesprochen wird: „Aller Sinn des Lebens ist erfüllt, wo Liebe ist.“

Dass Liebe sein kann im Zusammenleben mit schwerstbehinderten Menschen und wie sie sein kann, das sind meines Erachtens Erfahrungen, die das Arbeiten mit dem Konzept Basale Stimulation – etwa in Form basaler Aussagen in der Liebe – immer wieder mit sich bringt.

Wozu leben? Sicher auch: um zu lieben.

Literatur

- ALBERTZ, Rainer (1992): Mensch. II. Altes Testament. In Gerhard MÜLLER (Hrsg.): Theologische Realenzyklopädie. Band 22. Berlin: de Gruyter, S. 464-474.
- FORNEFELD, Barbara (1990): Humanes Annehmen (schwerst-) geistigbehinderter Menschen. Anthropologisch-pädagogische Fragmente. In: Walther DREHER (Hrsg.): Geistigbehindertenpädagogik vom Menschen aus. Festschrift für Theodor Hofmann zum 60. Geburtstag. Gütersloh: van Hoddiss, S. 110-123.
- FRITZSCHE, Hans-Georg (1976): Lehrbuch der Dogmatik. Teil III: Christologie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- FRÖHLICH, Andreas (³2001): Basale Stimulation. Das Konzept. Düsseldorf: selbstbestimmtes Leben.
- FRÖHLICH, Andreas (1999): Theorie der Förderung schwerstbehinderter Menschen oder Essay über Grenzen im Zentrum. In: Harry BERGEEST / Gerd HANSEN (Hrsg.): Theorien der Körperbehindertenpädagogik. Festschrift für Ursula Haupt. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 427-436.
- FRÖHLICH, Andreas (1998): Auf der Suche nach dem Menschen. In: Günter DÖRR (Hrsg.): Neue Perspektiven in der Sonderpädagogik. Düsseldorf: selbstbestimmtes Leben, S. 21-31.
- FRÖHLICH, Andreas (1996): Sinn-los sinn-lich?. In: Waltraud DOERING / Winfried DOERING / Gude DOSE / Mario STADELMANN (Hrsg.): Sinn und Sinne im Dialog. Dortmund: Borgmann, S. 23-34.
- FRÖHLICH, Andreas / MOHR, Lars (2003): Blick in die Zukunft: Die Einrichtung von Kompetenzzentren für Entwicklungsförderung und Lebensbegleitung bei kognitiver und schwerster Behinderung. In: Erhard FISCHER (Hrsg.): Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. Sichtweisen – Theorien – aktuelle Herausforderungen. (Lehren und Lernen mit behinderten Menschen, Band 8). Oberhausen: Athena, S. 342-373.

- FRÖHLICH, Andreas / SIMON, Angela (2004): Gemeinsamkeiten entdecken. Mit schwerbehinderten Kindern kommunizieren. Düsseldorf: selbstbestimmtes Leben.
- HAMANN, Bruno (³1998): Pädagogische Anthropologie. Theorien – Modelle – Strukturen. Eine Einführung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- HÄRLE, Wilfried (²2000): Dogmatik. Berlin / New York: de Gruyter.
- HAUPT, Ursula (1991): Entwicklung und Lernmöglichkeiten bei Kindern und Jugendlichen mit schwerster Behinderung. In: Andreas FRÖHLICH (Hrsg.): Pädagogik bei schwerster Behinderung. (Handbuch der Sonderpädagogik, Band 12). Berlin: Spiess (Edition Marhold), S. 15-38.
- HEINISCH, Paul (1934): Das Buch Exodus. Bonn: Hanstein.
- JERVELL, Jacob (1980): Bild Gottes. I. Biblische, frühjüdische und gnostische Auffassungen. In: Gerhard Krause / Gerhard Müller (Hrsg.): Theologische Realenzyklopädie. Band VI. Berlin / New York: de Gruyter, S. 491-498.
- JOEST, Wilfried (⁴1996): Dogmatik. Band 2: Der Weg Gottes mit dem Menschen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- JUCHLI, Liliane (⁷1994): Pflege. Praxis und Theorie der Gesundheits- und Krankenpflege. Stuttgart / New York: Thieme.
- JÜNGEL, Eberhard (³2002): Der Gott entsprechende Mensch. Bemerkungen zur Gottebenbildlichkeit des Menschen als Grundfigur theologischer Anthropologie. In: DERS.: Entsprechungen: Gott – Wahrheit – Mensch. Theologische Erörterungen II. Tübingen: Mohr (Siebeck), S. 290-317
- LACHMANN, Rainer (1999): Gott. In: DERS. / Gottfried ADAM / Werner H. RITTER: Theologische Schlüsselbegriffe. Biblisch – systematisch – didaktisch. (Theologie für Lehrerinnen und Lehrer; 1). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 108-123.
- MALL, Winfried (⁵2004): Kommunikation ohne Voraussetzungen mit Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen. Ein Werkheft. Heidelberg: Winter („Edition S“).
- MALL, Winfried (1984): Basale Kommunikation – ein Weg zum andern. Zugang finden zu schwer geistig behinderten Menschen. Geistige Behinderung, 23 (1), Heftmitte 1-16.
- MOHR, Lars (2004): Ziele und Formen heilpädagogischer Arbeit. Eine Studie zu ‚Empowerment‘ als Konzeptbegriff in der Geistigbehindertenpädagogik. Luzern: SZH.
- OTT, Heinrich (1999). Die Antwort des Glaubens. Systematische Theologie in 50 Artikeln. Unter Mitarbeit von Peter Balsler u.a. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- PFEFFER, Wilhelm (1987): Zur Entwicklung des Erziehers in der Erziehung bei schwerer geistiger Behinderung. In: DERS. / Gottfried ADAM / Erich HUBLEIN (Hrsg.): Erziehen als Beruf. Festschrift für Andreas Möckel zum 60. Geburtstag. Würzburg: Edition Bentheim, S. 257-268.
- SIEVEKING, Claudia (1997): Beziehungsqualitäten in der Berührung, Berührungsqualitäten in der Beziehung. In Andreas FRÖHLICH / Christel BIENSTEIN / Ursula HAUPT (Hrsg.): Fördern – Pflegen – Begleiten. Beiträge zu Pflege und Entwicklungsförderung schwerst beeinträchtigter Menschen. Düsseldorf: selbstbestimmtes Leben, S. 57-65.
- WESTERMANN, Claus (⁴1999). Genesis. Bd. I: Genesis 1-11 (BK I/1). Teil 1: Gen 1-3. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener.

Anschrift des Verfassers:

Lars Mohr
 Universität Fribourg, Heilpädagogisches Institut
 Abteilung Klinische Heilpädagogik und Sozialpädagogik
 Petrus-Canisius-Gasse 21
 CH-1700 Fribourg
 Tel.: +41 (0)26 3007752
 E-Mail: lars.mohr@unifr.ch